

6. Kapitel.

Der Name.

Der Personennamen, auf den wir unsere Betrachtungen zunächst beschränken wollen, steht, im heutigen Stande der Sprache wenigstens, außerhalb des eigentlichen Bedeutungsproblems. Soweit seine Bedeutung überhaupt erkennbar ist, hat sie keinerlei notwendige Beziehung zu seiner Geltung als Name. Ein *Müller* oder *Schultze* kann jeden anderen Beruf ebensogut ausüben, wie den in seinem Namen bezeichneten. Der Name ist seiner Bedeutung entkleidet und zum Unterscheidungszeichen geworden. Er soll es ermöglichen, 'diese' vermeinte Person von allen andern in Frage kommenden zu unterscheiden. Wo der Kreis der in Frage kommenden Personen klein ist, genügt der einzelne Name, sei es als Vorname im Kreis der Familie, sei es als Familienname in Beziehungen des öffentlichen Lebens. Vergrößert sich der Kreis der zu unterscheidenden Personen, oder kommen zufällig mehrere Personen gleichen Namens in Frage, so hilft man sich durch Verbindung von Vor- und Zuname oder nötigenfalls durch Beifügung weiterer unterscheidender Zusätze.

Wenn wir den Zweck der Unterscheidung zum alleinigen Wertmaßstab nehmen, so leidet unsere Weise der Namensgebung an einer gewissen Unvollkommenheit; vom technischen Standpunkte der sicheren Unterscheidbarkeit aus gesehen, müßte jeder Mensch einen eigenen, nur ihm zukommenden Namen führen. Abgesehen davon, ob dies praktisch durchführbar wäre — am ehesten kämen dann Nummern in Frage — welche Entseelung würde ein solches Verfahren bedeuten! Welche Werte würden allein schon mit der Auf-

gabe der Familiennamen verloren gehen! Man sieht auch hier wieder: Die 'Kritik der Sprache' ist eine mißliche Sache, und 'Zwecke' sind nicht ihr letztes. Sie ist als geschichtliches Gebilde zugleich Symbol, und symbolisch in höchstem Maße ist die Weise der Namensgebung in den einzelnen Kulturen. Der Familienname ist für das Abendland mit seinem starken Gefühl für geschichtliche Bindungen ebenso bezeichnend, wie das Fehlen eigentlicher Familiennamen für das ahistorische Griechentum. Das Gefühl, einen berühmten 'Namen' zu tragen, als Träger eines 'Namens' Verpflichtungen zu haben, seinem 'Namen' Ehre machen zu müssen, liegt dem Griechen durchaus fern.

Wenn die ursprüngliche Bedeutung des Namens für seine Verwendung als unterscheidendes Zeichen belanglos ist, so erhebt sich die Frage, ob nicht mit dieser Verwendung, mit der vollzogenen Verbindung zwischen Name und Einzelperson, ein neues Bedeutungsverhältnis geschaffen wird. Offenbar nicht, sonst müßte es ja soviel Bedeutungen des Namens *Müller* geben, als es Menschen dieses Namens gibt und gegeben hat, und jeder neugeborene Müller würde dem Kreis der Bedeutungen eine neue zufügen. Das Verhältnis des Namens zu seinem Träger ist kein Verhältnis des Bedeutens. Bedeutung ist ein im Sprachgebrauch gegründetes Verhältnis zwischen Bezeichnetem und Bezeichnung, die Beziehung zwischen Name und Träger aber wird nicht durch die Sprache als solche geschaffen, sondern durch Sitte, religiöse Anschauungen, Gesetze und vielfach auch durch die bloße Willkür des Einzelnen bestimmt. Die Bedeutung eines Appellativums wie *Dichter* ist eine sprachgeschichtliche Tatsache, daß der Dichter des Faust *Goethe* heißt, hat dagegen mit der Sprache gar nichts zu schaffen — höchstens gestattet die deutsche Lautform einen Schluß auf die Nationalität des Trägers — und ebenso fragt die Sprache nicht danach, was uns, den Sprachgenossen, der Name '*Goethe*' bedeutet — solange er nicht etwa zur appellativischen Bezeichnung

eines Dichters wird. Ueber solche Möglichkeiten wird unten zu reden sein.

Die Sonderstellung des Personennamens gibt sich auch in seinem eigentümlichen Verhältnis zum Bestand der Einzelsprache kund. Unter den gebräuchlichsten Vornamen finden sich Namen hebräischen Ursprungs wie *Jakob, Joseph, Elisabeth*, die wir trotz der vollkommenen Bewahrung des fremden Gepräges nicht aus der Reihe der deutschen Namen streichen können. Während beim appellativen Fremdwort die Frage, ob seine Bedeutung den Sprachgenossen geläufig ist, für die Zurechnung zum Bestand der Sprache entscheidend ins Gewicht fällt, versagt dieses Merkmal bei den entlehnten Namen. Wir können sinngemäß gar nicht fragen, welche Namen dem Bestande der deutschen Sprache angehören, sondern nur: welche Namen dem Wort- oder Wurzelbestand der deutschen Sprache entnommen sind, oder aber: welche Namen bei Völkern deutscher Zunge gebräuchlich sind. Die Entlehnung bedeutet auf diesem Gebiete ja auch nicht eine Bereicherung der sprachlichen Ausdrucksmittel — ein solches ist der Name überhaupt nicht —, entspringt also auch nicht einem sprachlichen Ausdrucksbedürfnis, sondern teils religiösen Antrieben, teils solchen der Sitte oder der Mode. Daher bildet die Namenkunde ein Grenzgebiet zwischen allgemeiner Kultur- oder Sittengeschichte und eigentlicher Sprachgeschichte, ähnlich wie etwa die Geschichte der Titulaturen.

Wie die Namen zum 'Bestand' der Einzelsprache nur in einem sehr losen Verhältnis stehen, so lassen sie sich auch nicht eigentlich übersetzen, oder richtiger, der Gedanke, einen Personennamen in eine Fremdsprache zu übersetzen, ist in sich widersinnig. Man kann geographische Namen übersetzen, sofern sie sinnvolle Bezeichnungen sind (*Schwarzwald — black forest, forêt noire*); einen deutschen Personennamen dagegen kann man zwar französisch oder englisch aussprechen, aber nicht ins Französische oder Englische übersetzen. Die Beziehung des Namens '*Goethe*' auf diese be-

stimmte Person, den Dichter des Faust usw., ist eine Tatsache, die jenseits aller sprachlichen Schranken und letztlich überhaupt außerhalb der Sprache liegt.

Als wesentliche Leistung des Eigennamens erwies sich uns die Möglichkeit, 'diese' von mir vermeinte Person von anderen in Frage kommenden zu unterscheiden; mit anderen Worten, der Eigenname dient der *Identifizierung*. In dieser Leistung vergleicht er sich mit dem Hinweis, der zeigenden Gebärde, dem Pronomen demonstrativum; nur daß diese die Gegenwart des zu identifizierenden Gegenstandes in der Sichtweite der Sprechenden voraussetzen. Der Eigenname läßt sich in seiner identifizierenden Leistung als einzelliges Demonstrativum auffassen. Wie die verlängerte Linie des Zeigefingers den im Raume stehenden Gegenstand trifft, so erreicht die Zielbeziehung des Namens ihren Gegenstand über alle räumlichen und zeitlichen Schranken hinweg. Die eindeutige Zielrichtung ist beiden Elementen der Sprache gemeinsam, nur ist sie beim Eigennamen ein für allemal festgelegt, während das Ziel des Hinweises von Fall zu Fall wechselt.

Wenn ich bei der Nennung eines Eigennamens eine bestimmte Person 'im Auge habe', so ist diese Person zunächst für mich bestimmt dadurch, daß sie bereits früher in meinen Gesichtskreis getreten ist und zu mir in bestimmten, angebbaren Beziehungen steht. Ich weiß bei der Nennung des Namens '*das ist derjenige, der . . .*'; die Person des Trägers wird damit für mich zu einer bekannten, und wenn ich mich bei Nennung eines mir bekannt klingenden Namens besinne 'wer das eigentlich ist', so besinne ich mich eben auf die Beziehungen, die ihn mit mir oder mit andern mir bekannten Personen oder Gegenständen verbinden; ich suche die Stelle zu finden, wo ich ihn unterzubringen habe. Im Zusammenhange meines Bewußtseins ist diese Stelle zunächst bestimmt dadurch, daß der Name in einem bestimmten oder bestimmbaren Zeitpunkt und damit innerhalb eines bestimmten

Erlebniszusammenhanges zum ersten Male vernommen wurde; selbst wenn er mir weiter gar nichts besagt, vermag er mir nachher diesen Erlebniszusammenhang wachzurufen. Dieser erste subjektive Zusammenhang dient als Grundlage für die Zuordnung weiterer Beziehungsmomente, die ihn allmählich überlagern; an Stelle der mehr zufälligen und vielleicht nur für mich bedeutsamen Beziehungen treten mit zunehmender Bekanntheit solche, die auch andern gegenüber Gültigkeit haben und eine Identifizierung der mit dem Namen vermeinten Person auch gegenüber dritten gestatten. Eine Grenzleistung stellt nach dieser Richtung die Begriffsbildung der Geschichtswissenschaft dar, die die objektiv bedeutsamen Wirkungsbeziehungen der Persönlichkeit herauszustellen hat. Immer aber bleibt es 'diese' in sich identische Person, die das Ziel aller dieser Beziehungen bildet. Da die Frage 'wer ist das eigentlich?' auch gegenüber einer räumlich anwesenden Person ganz in gleichem Sinne gestellt werden kann, so ist klar, daß nicht etwa die äußere, individuelle Erscheinung das Ziel der Wer-Frage und damit den Inhalt des Namens bilden kann.

Worin liegt nun aber das Wesen der Identität? Was meine ich, wenn ich etwa sage: "*der Mann da drüben auf der Straße ist derselbe, der gestern mit uns im Zuge gereist ist*"? Die Frage ist, so selbstverständlich die Sache scheint, keineswegs überflüssig. Denn wenn ich z. B. vor einer Buchhandlung stehend feststelle, daß das hier im Schaufenster liegende Buch '*dasselbe*' sei, das ich zu Hause habe, so hat hier das Wort *derselbe* offenbar einen anderen Sinn, und wieder einen etwas andern in der Verbindung: "*Ich habe ihm dieselbe Geldsumme gegeben wie seinem Bruder.*" Wir könnten durch geeignete Scheidung des Wortgebrauchs zwischen '*der nämliche*' und '*der gleiche*' Klarheit schaffen; es würde sich dann herausstellen, daß bei strenger Festhaltung des sich leicht verwischenden Unterschiedes '*der nämliche*' nur im ersten Falle gebraucht werden kann. Im

zweiten Falle könnte man etwa sagen: "*es ist das gleiche Buch, aber nicht das nämliche Exemplar*" (nicht umgekehrt); im dritten ist vollkommen klar, daß ich zwei Personen zwar die *gleiche*, aber nicht die *nämliche* Geldsumme geben kann.

Diese Scheidung entspricht der etymologischen Herkunft der Wörter, da *nämlich* in die Richtung des Namens und damit in die des benannten Einzelnen weist, *gleich* aus *gleich* = *conformis* 'dieselbe Beschaffenheit habend' auf das Verhältnis mehrerer gleichgearteter Gegenstände hindeutet.

Das Verhältnis der 'Nämlichkeit' läßt sich — und dies ist eine Feststellung von großer Tragweite — in voller Entschiedenheit nur auf den Menschen anwenden. Zwar finden wir auch bei den Tieren jene leibliche Besonderung und Lebenseinheit, kraft deren 'dieser' Hund etwa 'der nämliche' ist, der mir durchgebrannt ist, auch wenn seine Erscheinung sich verändert hat. Im allgemeinen aber spielt die 'Nämlichkeit' des einzelnen Tieres, sofern es nicht als Haustier geradezu in den Kreis der menschlichen Gemeinschaft einbezogen ist, gar keine Rolle, da mir ein anderes Exemplar gleicher Beschaffenheit denselben Dienst leistet. Wenn wir andererseits unbelebten Gegenständen einen nur dem Einzelgegenstand als solchem zukommenden Gefühlswert beilegen, der etwa darauf beruht, daß '*diesen*' Ring schon mein Vater und Großvater getragen hat, so liegt hier offenbar eine ganz andere Grundlage der Einheit und damit der Nämlichkeit vor, eine dinglich-stoffliche, nicht eine biologische. Die biologische Einheit ist ja bekanntlich keine stoffliche, da der materiale Bestand des Leibes innerhalb einer gewissen Zeit sich erneuert. Das Bewußtsein der dinglichen Einheit ist überdies an die Erscheinungsform gebunden. Ein Brief, den ich verbrenne, existiert tatsächlich nicht mehr, das Häufchen Asche, in das sich sein materialer Bestand gewandelt hat, ist nicht mehr 'dieser' Brief; weit eher kann ich eine etwa vorhandene Abschrift als mit dem Original 'identisch' bezeichnen. Der letzte Sinn der 'Nämlichkeit' liegt bei Gegenständen wie bei Tieren immer in der Bezogen-

heit auf den Menschen, in der Rolle, die 'dieser' Gegenstand in meinem Leben gespielt hat. So erweist sich auch die dingliche Identität als Ausstrahlung der persönlichen. Wir fragen nicht nach der Nämlichkeit der nur als beliebige Exemplare der Art für uns vorhandenen Gegenstände — die Kategorie der Identität verliert ihren Kern mit der Bezogenheit auf das Ich, oder sie wird zu etwas wesentlich anderem, etwa zur Konstanz der Materie, oder was für einen Begriff die physikalische Wissenschaft sonst an deren Stelle setzen mag.

Die Einheit des Gegenstandes, die seine Identifizierung gestattet, ruht letzten Endes in der Einheit des Ich, das sich mit sich selbst identisch weiß. Von außen gesehen, erscheint die Einheit der menschlichen Person zunächst als ein Beharren gewisser 'Merkmale' im Wechsel der Erscheinung. Dahinter aber steht, nur dem einzelnen Ich unmittelbar zugänglich, die Identität des Bewußtseins, das Vergangenheit und Gegenwart zu einer ihrer selbst unmittelbar gewissen Einheit verbindet. Der "Strom" des Bewußtseins erscheint als einer, mag er auch allnächtlich von Pausen der Bewußtlosigkeit unterbrochen sein und gleichsam unterirdisch fließen; auf seinen Lauf zurückblickend, weiß ich, dies habe ich erlebt, dies bin ich. Auch hinter dem fremden Ich weiß ich eine gleiche Einheit des Erlebens verborgen, die, mir unmittelbar nicht zugänglich, doch den Kern der mit dem Namen gedeckten Identität bildet. Darum wird der Begriff der Identität um so schwerer anwendbar, je weiter wir uns aus dem Kreise der mit Bewußtsein ausgestatteten Menschen entfernen. Einem eben Verstorbenen gegenüber haben wir die schreckhafte Empfindung, daß die Erscheinung zwar noch auf kurze Zeit die Züge des Lebenden trägt, daß es aber doch nicht mehr 'derselbe' Mensch ist, der sich eben noch unter uns bewegte. Und andererseits ist die stofflich-dingliche Einheit des Leichnams mit dem Lebenden für uns eine Quelle des Grauens, weil wir

uns unwillkürlich die bevorstehende Zerstörung als ihn selbst berührend vorstellen. In diesem zwiespältigen Verhalten offenbart sich uns die tiefe Problematik des Identitätsbegriffs.

Ein ganz anderer Kern der Identität wohnt den im Raume ruhenden, in ihrer Lage beharrenden Dingen der Außenwelt inne. Die Berge, Flüsse und Meere bleiben, für unser menschliches Auge wenigstens, dieselben. Das Wort Heraklits bezieht sich nur auf die dinglich-stoffliche Dieselbigkeit, nicht auf das Beharren der Lage. Der im Raume beweglichen, ihre Erscheinung verändernden, vergänglichen Einheit des menschlichen Einzelwesens, das sich selbst als Einheit, als 'Ich' weiß, — dieser Einheit steht das Mit-sich-identisch-Bleiben des ortsfesten, in der Erscheinung wesentlich beharrenden, bewußtlosen, unbegrenzt dauernden Raumgebildes als äußerster Pol innerhalb des Identitätsproblems gegenüber. Auch hier wird die Identität des Gegenstandes sprachlich durch Eigennamen erfaßt; doch zeigen diese, wie oben erwähnt, nicht in gleichem Maße das Merkmal sprachlicher Sonderstellung. — Wir suchen uns dem Verhältnis des Namens zur Identität der Person und damit dem Wesen der Namensleistung und ihrem Verhältnis zur Wortbedeutung nunmehr noch von einer anderen Seite zu nähern, indem wir an die bereits gestreifte Tatsache der Namensgemeinschaft und Namensübertragung anknüpfen, die zu der unterscheidenden Geltung des Namens in einem gewissen Widerspruch zu stehen schien.

Die Gleichnamigkeit z. B. der Mitglieder einer Familie erwies sich uns zunächst als ein für unsere Weise des Denkens kennzeichnendes Symbol. Damit ist ihre Bedeutung indessen nicht erschöpft. Schon mit den Taufnamen und ihrer religiösen Beziehung auf den Namenspatron kommen wir in eine andere Region gefühlter Zusammenhänge. Weiter in diese Region vordringend, erreichen wir die Stufe fröhmenschlichen Denkens, wie es sich in der Auffassung des Namens und der Namenszusammenhänge bei den 'primitiven' Völkern kundgibt.

"In unseren Augen hat der Name einer Person, eines Tieres, einer Familie einer Stadt die bloße äußerliche Bedeutung einer Etikette, die ohne mögliche Verwirrung zu unterscheiden gestattet, wer diese Person ist, zu welcher Art dieses Tier gehört, welches diese Familie oder diese Stadt ist. In den Augen der Primitiven aber bleibt diese Bezeichnung des Wesens oder des Gegenstandes, die uns die einzige Funktion des Namens zu sein scheint, etwas nebensächliches und bloß hinzukommendes; mehrere Beobachter sagen uns ausdrücklich, daß hierin nicht die Bedeutung des Namens liegt. Dagegen aber hat er eine sehr wichtige Funktion, deren unsere Namen vollständig entbehren: er drückt aus, ja er bewerkstelligt die Verwandtschaft des Individuums mit seiner totemistischen Gruppe, mit dem Vorfahren, dessen Wiederfleischwerdung (Reinkarnation) dieses Individuum oft ist, mit dem individuellen Totem oder Schutzengel, der sich ihm im Traume offenbart hat, mit den unsichtbaren Mächten, die die geheimen Gesellschaften, in die es eintritt, beschützen etc. ..." (Levy-Brühl-Jerusalem, Das Denken der Naturvölker, 1921, S. 37, wo auch Belege aufgeführt sind).

Der Name drückt also ursprünglich nicht die Besonderung des Einzelwesens aus, sondern schafft und bezeichnet gleichzeitig seinen Zusammenhang mit anderen Wesen. Welcher Art diese sind, und wie diese Zusammenhänge gedacht werden, kann hier unerörtert bleiben. Wesentlich ist, daß wir uns auch hinsichtlich der für unser Bewußtseinsleben grundlegenden Auffassung der Identität des Ichs mit sich selbst die Bewußtseinsstruktur des Primitiven wesentlich anders vorzustellen haben, als die des vollerwachten Kulturmenschen — der freilich in Zeiten oder Augenblicken des nicht völligen Erwachenseins und Bewachtseins, im Kindesalter, im Traum, im Affekt, in krankhaften Seelenzuständen sich dem frühmenschlichen Zustand wieder nähert. Für uns, das heißt für das wache Denken des Angehörigen einer reifen Kultur, ist die Identität des Ichs mit sich selbst, wie sie durch die Einheit des alle Erlebnisse begleitenden Bewußtseins '*dies bin ich, dies erlebe ich*' gewährleistet wird, etwas Letztes und absolut Selbstverständliches. Diesem Bewußtsein der Identität des Ichs mit sich selbst im Wechsel

der Erlebnisse steht auf der Seite des frühen Denkens gegenüber:

1) der Gedanke der Präexistenz, der Reinkarnation, des Wiederauflebens der Verstorbenen. Der Einzelne weiß sich in einem uns nicht mehr nacherlebbaren Sinne als eine Person mit einem verstorbenen Vorfahren oder Stammesgenossen (vgl. dazu im Bereiche der indogermanischen Sprachen das deutsche Wort *Enkel*, althochd. *enikel* = der kleine, als Kind wiedergeborene Ahne, und die weitverbreitete Sitte, daß der Enkel den Vornamen des Großvaters führt).

2) Eng damit verbunden ist die Auffassung des eigenen Daseins als einer Folge von Einzelexistenzen. Eine neue Existenz beginnt, durch eine symbolische Tötung und Wiedererweckung gekennzeichnet, für den Jüngling mit der Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen, mit der Einreihung in einen Geheimbund, mit der Weihe zum Zauberer (vgl. den Namenswechsel der Ordensleute und die in studentischen Korporationen üblichen Uebernamen der Angehörigen).

3) Mangelnde Scheidung zwischen Traum und Wacherlebnissen, infolgedessen der Glaube an die volle Realität der im Traume stattfindenden Spaltungen und Vertauschungen der Persönlichkeit.

4) der Gedanke der mystischen Einheit mit vorgestellten höheren Wesen, die sich im Einzelmenschen verkörpern und dadurch

5) der Gedanke des Einsseins mit andern Menschen, Tieren, Pflanzen oder Gegenständen, in denen die gleiche vorgestellte Wesenheit sich verkörpert (Totem).

Alle diese Vorstellungen werden unterstützt:

6) durch die geringere Bedeutung der Einzelpersönlichkeit und des Einzelbewußtseins in Verhältnissen, wo eine bis ins kleinste übereinstimmende Welt-Anschauung und Welt-Auffassung eine schöpferische Sonderleistung des Einzelbewußtseins gar nicht aufkommen läßt. Das Ich-Gefühl ist

hier wesentlich noch 'wir'-haft, der gleiche Rhythmus des Lebens, der einheitliche Lebensstrom der Gesamtheit überlagert die Einheit des Bewußtseinstromes.

Die identifizierende Leistung des Namens, die seine Stellung außerhalb des Bedeutungsproblems bedingt, erweist sich somit als unursprünglich, als etwas dem vollerwachten Denken durchaus Eigentümliches. Die scharfe Trennungslinie zwischen einzelner Benennung und kollektiver Bedeutung verwischt sich, sobald wir aus dem Lichtkreis des vollerwachten Bewußtseins heraustreten. Gleichzeitig werden die Uebergänge sichtbar, die auch im heutigen Stande der Sprache noch fortbestehen und die reine Erfassung der identifizierenden Namensgestaltung erschweren. Ein solcher Uebergang ist die Tatsache der Namensgemeinschaft.

7. Kapitel.

Uebergang zur allgemeinen Wortbedeutung.

Wir haben unsere Betrachtung über die Namen bisher in der Hauptsache auf den engsten Bereich der Eigennamen realer Personen beschränkt. Für sie ist, im heutigen Stande der Sprache wenigstens, kennzeichnend die Bedeutungslosigkeit des Namens, das Fehlen eines sprachlichen, auf Bedeutung ruhenden Bandes zwischen Name und Gegenstand, die Zufälligkeit oder Willkürlichkeit des Namens; und weiter das Bezogensein auf 'diesen' Menschen, die vollkommene Einsinnigkeit der Einstellung auf einen identischen, mir durch bestimmte Beziehungen verbundenen, realen Gegenstand, und zwar auf einen Gegenstand, dessen innere Einheit mit sich selbst unabhängig von allen in der Zeit sich vollziehenden Veränderungen seines Aeußeren und seiner Eigenschaft als menschlicher Person begründet ist — begründet darin, daß er sich gleich mir als ein 'Ich' weiß und mir als außer mir vorhandener Träger gleichen Ich-Bewußtseins, wie es mir selbst eignet, gegeben ist. Drei Züge also hoben sich im bisherigen Bereich der Untersuchung heraus: Bedeutungslosigkeit des Namens, Beziehung auf menschliche Person, Einzigkeit der Beziehung.

Von diesen drei Zügen ist nun keiner dem Namen als solchem — wenn wir dem Wort jene erweiterte Geltung geben, die ihm im allgemeinen Sprachgebrauch zukommt — schlechthin wesenseigentümlich. Hinsichtlich der Beziehung auf den Menschen genügt es, auf die Ortsnamen zu verweisen. Aber auch der Mangel sprachlicher Bedeutung oder das Zurücktreten der ursprünglichen sprachlichen Bedeutung ist